

»Da wäre zuallererst meine Tochter Frauke, der ich meinen einzigen Enkel Arne verdanke.«

Ehrliche Rührung stand in Fraukes blassblauen Augen.

Seit sie sich hatte scheiden lassen, hatte sie Eduards Meinung nach ihm nicht mehr viel Anlass zu stolzgeschwängerten Äußerungen gegeben. War da jetzt ein Anflug von Triumph in ihrem Blick, mit dem sie ihre kinderlosen Schwestern bedachte? Adda war sich nicht sicher. Marijke schüttelte unmerklich den Kopf, während Theda sich um ein Lächeln bemühte. Doch ihr Kinn zuckte, und Adda wusste genau, mit welchen Gefühlen ihre Tochter in diesem Moment zu kämpfen hatte. Warum musste Eduard nur bei jeder Gelegenheit darauf herumhacken, dass Theda nie geheiratet und keine Kinder bekommen hatte? Hatte sie nicht auch um ihrer Eltern willen auf all das verzichtet? Um ihnen den Rücken freizuhalten, als sich das Unglück über die Familie gelegt hatte?

Eduards Blick wanderte zu Theda. In wohlwollendem Ton fuhr er fort:

»Nicht zu vergessen meine liebe Theda, die immer um mein Wohl bemüht ist. Du hättest eine wunderbare Ehefrau abgegeben.«

Theda sah ihren Vater unbewegt an und senkte den Kopf, während Marijke sich aufrichtete, in Erwartung der ihr zugedachten Worte.

»Und meine Jüngste, Marijke«, fuhr er fort und schmalzte mit der Zunge, »von der keiner jemals gedacht hätte, dass aus ihr eine so bekannte Fotografin werden würde, so erfolgreich, dass sie sogar unsere Kanzlerin ablichten durfte.«

An dieser Stelle warf Eduard erneut einen provokativen Blick auf den leeren Stuhl des Ministerpräsidenten. Dann schaute er auf Johanne, die noch immer schlief.

»Nicht zuletzt danke ich Johanne, meiner lieben Schwiegermutter, die mit ihrer herzlichen und fürsorglichen Art Tausende von Gästen glücklich gemacht hat.«

Marijke lachte laut auf. »Wem willst du das denn weismachen, Vati?«, fragte sie. In dem Moment klingelte ihr Handy. »Da muss ich ran«, sagte sie achselzuckend und verschwand durch den schmalen Spalt der Ziehharmonikatur in den angrenzenden Raum.

Das Klingeln hatte Johanne aus ihrem Schlummer geweckt, und sofort polterte sie los: »Zum Teufel nochmal, ist hier jetzt mal Ruhe mit dem Geschwätz!«

Alle kicherten. Nur Eduard wartete mit steifer Miene, bis seine Familie sich beruhigt hatte, und sprach nach einem ausgedehnten Moment der Stille weiter: »Du, liebe Johanne, hast mir den allergrößten Schatz anvertraut: meine geliebte Adda, der ich mein zweites Leben verdanke.« Eduard hielt inne, sah Adda an und fuhr dann fort: »Seit dem Moment, als ich dich das erste Mal sah, habe ich dich nicht mehr aus meinem Herzen gelassen.« Er nestelte an seiner Boutonnière, wie er die Einsteckblume nannte, die er in Erinnerung an ihre erste Begegnung täglich trug. Damals hatte Adda einen Strauß Nelken in der Hand gehalten und ihm aus Versehen vor die Füße geworfen. Seit ihrer Heirat legte er großen Wert darauf, stets ein Exemplar ihrer Lieblingsblume am Revers zu tragen, *immer frisch, wie meine Liebe zu dir*. Bis heute hatte er keine Ahnung, dass Adda Nelken hasste.

»Mit deinen langen braunen Haaren und den veilchenblauen Augen, in diesem blau gepunkteten Kleid sahst du aus wie das Mädchen meiner Träume.«

Sie wusste nicht, wo sie hinschauen sollte. Unwillkürlich strich sie sich über ihren dunkel getönten Bob, nahm die Brille ab und drehte sie hin und her. Eduard irrte sich. Adda erinnerte sich zwar daran, einmal ein blau gepunktetes Kleid besessen zu haben, aber da war sie noch ein Kind. Träume sind etwas für die Nacht, dachte sie, als es an der Tür klopfte. Eduard rief ungehalten: »Herein!« Die Tür wurde schwungvoll geöffnet. Im Rahmen stand eine junge Frau, die genauso aussah, wie Eduard Adda soeben beschrieben hatte, nur dass sie statt eines Sommerkleides Shorts und Top trug und statt eines Blumenstraußes ein Handy in der Hand hielt.

»Entschuldigen Sie die Störung«, sagte sie mit einem leicht englischen Akzent. »Ich bin Helen.«

Adda sah die Fremde mit unverwandtem Blick an und spürte, wie ihr Herz einen Augenblick lang aussetzte. Auch ihre Töchter starrten die junge Frau mit offenen Mündern an.

»Zieh dir was Anständiges an, Adda!«, keifte Johanne in das Schweigen hinein und sah Helen verärgert an. »Wir Locks kommen aus einem guten Stall und kleiden uns nicht wie Dirnen.«

## 2. Kapitel

### *Juist 2008, Helen*

Helen stand einen Moment einfach nur da, wie festgefroren, mitten auf der Türschwelle. Die Menschen im Raum starrten sie an, als sei sie ein seltenes Reptil. Sie fühlte, wie sich ihr Puls beschleunigte, und wich einen Schritt zurück. Am liebsten hätte sie auf der Stelle kehrtgemacht, wäre direkt wieder abgehauen, ohne Erklärung, ohne Entschuldigung. Doch sie blieb. Jetzt erst recht. »Adda« hatte sie die alte Dame im Rollstuhl genannt – das war der Name, der auf dem Foto stand. Sie war auf der richtigen Spur.

Eine herrische Stimme erklang. »Was kann ich für Sie tun?« Der alte drahtige Mann stieg von der Bühne und kam langsam auf sie zu, vorbei an etlichen Stuhlreihen. Von seiner Stirn tropften Schweißperlen und rannen ihm über die Nase. Ihre Blicke kreuzten sich für einen kurzen Augenblick, er runzelte die Stirn. Irritiert. Schwer atmend ließ er sich auf einen Stuhl fallen. Eine schlanke kurzhaarige Frau mittleren Alters trat schnell zu ihm und fasste ihn an der Schulter.

»Lass das, Theda!« Er schüttelte ihren Arm ab und erhob sich schwungvoll.

»Mein Name ist Helen Burns«, beantwortete sie hastig seine Frage. »Ich suche eine Adda.«

Hastig kramte sie in ihrem Rucksack nach dem Foto. Ihre Adoptivmutter hatte es ihr gegeben, kurz vor ihrem Abflug. Das Einzige, was Helen von ihrer richtigen Familie besaß, und der einzige Hinweis auf ihre leibliche Mutter. Es zeigte ein kleines Mädchen auf einem hölzernen Umkleidewagen am Strand. Im Hintergrund sah man das Meer. Das Mädchen trug ein dunkles Kleid, helle Kniestrümpfe und Sandalen, hatte dunkle Zöpfe und lachte in die Kamera. Auf der Rückseite des Bildes hatte jemand in sperriger Schrift *Adda, Juist 1943* notiert.

»Diese Frau«, sagte Helen und reichte der Frau namens Theda das Foto, während alle Anwesenden neugierig näher kamen. Auf einmal fühlte Helen sich wie eingekesselt.

»Das ist unsere Mutter ...«, setzte Theda an, als plötzlich die ältere, gut gekleidete Frau um Mitte sechzig mit zitternder Hand nach dem Foto griff.

»Diese Ähnlichkeit«, sagte sie leise. Als sie den Blick hob, sah Helen in die gleichen veilchenblauen Augen, die ihr jeden Morgen im Spiegel entgegenblickten. Helen hatte das Gefühl, ihren eigenen Atem zu hören. Es war, als würden sie einander erkennen, ohne sich zu kennen, und im selben Moment schossen ihr Tränen in die Augen. Rasch wandte sie den Kopf zur Tür. Sie holte tief Luft, und das Gefühl der Erschütterung verging glücklicherweise so schnell, wie es gekommen war.

»Das bin ich«, sagte die Frau endlich. Sie streckte dem Mann das Foto hin. »Schau doch, Eduard.«

»Unsinn, Adda«, blaffte der, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen.

Helens Herz schlug wie wild. Adda. Das war tatsächlich Adda, die Frau, vielmehr das Mädchen auf dem Foto.

Eine dritte Frau mit kurzen Haaren riss Adda das Bild aus der Hand und warf einen flüchtigen Blick darauf. »Woher haben Sie das?«, fragte sie und musterte Helen aus zusammengekniffenen Augen.

Helen holte tief Luft. »Dieses Foto lag bei den Dingen, die man mir als Säugling mitgegeben hat. Ich komme aus Neuseeland, bin dort aufgewachsen. Und nun ...« Sie stockte. »... will ich meine leiblichen Eltern finden.«

Die Frau lachte spöttisch auf. »Lass gut sein, Frauke«, sagte Adda mit brüchiger Stimme, doch die rief: »Und Sie glauben nun, nur aufgrund eines uralten, unscharfen Bildes, dass Sie ausgerechnet von unserem kleinen Juist ans andere Ende der Welt wegadoptiert wurden, weil man in Deutschland nicht weiß, wohin mit den ganzen Babys? Erscheint Ihnen das nicht selbst ein wenig absurd?«

Helens Halsschlagader pochte. Himmel, was sollte sie darauf antworten?

Ein Gong ertönte. Theda trat einen Schritt nach vorne und fragte mit leiser Stimme: »Vati, was hältst du davon, wenn wir den Dorsch ausnahmsweise ein paar Minuten länger in seiner Suppe schwimmen lassen? Mutti ist ganz fahl!«

Mit einem Mal bäumte sich die alte Frau im Rollstuhl auf. »Die Mittagsstille verschieben? Doch nicht Eduard. Der ist so flexibel wie das Holz einer Dresdner Eiche!«

»Red' nicht so einen Unsinn, Johanne«, sagte Eduard, Helen noch immer fest im Blick. »Etwas im Magen wird Adda guttun. Wir gehen«, sagte er. »Und Sie bitte auch.«

Ohne von der Aufforderung ihres Mannes Notiz zu nehmen, murmelte Adda: »Ich kenne das Bild nicht, aber ich erinnere mich an den Tag, als es aufgenommen wurde.« Theda legte ihr eine Hand auf die Schulter, und Adda fuhr fort: »Es war im Krieg, der Strand war menschenleer. Morgens haben wir meinen Großvater beerdigt, und abends sind wir wieder zurück nach Dresden.«

Im gleichen Moment begann die Großmutter laut zu singen. Ihr Blick flackerte dabei ruhelos zwischen Adda und Helen hin und her, als könnte er sich nicht entscheiden, welche von beiden er festhalten sollte.

*»Hausmeister Ehlers ist jeden Abend blau, und wenn der nicht betrunken ist, dann haut er seine Frau. Und jetzt ist er so tot wie sein Sargnagel.«*

Sie ließ den Kopf genauso überraschend wieder sinken und verstummte. Für einen Moment hatte sie ganz klar gewirkt, dann, im nächsten, war es, als würde sich ein Schleier über ihre Augen legen und sie im Nebel ihrer Vergangenheit entschwinden.

»Tja, wo es etwas zu holen gibt, kreisen die Möwen«, sagte Frauke in sachlichem Ton. »Warum tauchen Sie gerade jetzt auf, ausgerechnet zur großen Feier, wo alle Zeitungen über unsere Familie berichten?«

Helen merkte, wie sie rot anlief. Sie war doch nicht gekommen, um alles auf den Kopf zu stellen, sondern nur, um dem einzigen Hinweis nachzugehen, den sie hatte!

»Und durch Zufall landen Sie im Hotel de Tiden?«, fuhr Eduard dazwischen und ging mit finsterner Miene zur Tür, die Pfeife in der Hand.

»Mich hat kein Zufall hierhergebracht«, sagte Helen. »Ich wohne in diesem Hotel.« Die Anwesenden wechselten Blicke – erschrockene, ungläubige, irritierte.

»Da bin ich wieder«, ertönte plötzlich eine kräftige Stimme. Helen drehte ihren Kopf und sah, wie eine große, schlanke Frau mit einem fast gemeißelt schönen Gesicht aus einer Zwischentür trat.

»Wir haben Nachwuchs bekommen, Marijke«, sagte Frauke und trat einen Schritt zur Seite, um den Blick auf sie freizugeben. »Das ist Helen, die behauptet, mit uns verwandt zu sein. Bist du zufällig ihre Mutter?« Sie lachte höhnisch.

Marijke blieb stehen, starrte sie an wie ein Gespenst und schüttelte den Kopf. Auch sie sah offenbar die Ähnlichkeit sofort, dachte Helen, auf einmal hoffnungsvoll.

»Bist nicht tot, meine kleine Adda! Bist nicht tot, mein Gustav!« Johannes schrille Stimme riss sie aus den Gedanken. Sie sah, wie die alte Frau sie anstarrte und am ganzen Körper zuckte wie bei einem epileptischen Anfall. Ihr Gesicht verzog sich vor Schmerz, und sie fasste sich an den Bauch.

Adda eilte Johanne zu Hilfe. Leise redete sie auf sie ein und streichelte ihre Hand, bis sie sich wieder beruhigt hatte. Dann drehte Adda sich zu Helen und sagte: »Es tut mir leid, meiner Mutter geht es nicht gut.« Helen schluckte den Kloß in der Kehle hinunter und nickte.

Frauke öffnete die Tür. »Wir gehen!«, rief sie und marschierte voran, gefolgt von den anderen. Marijke blieb kurz in der Türschwelle stehen und sagte: »Ich bin übrigens Marijke.« Dann verschwand auch sie, und Helen blieb zurück.

Einen Augenblick stand Helen nur da und spürte schmerzhaft den Schlag ihres Herzens. Nach ein paar Minuten wurde ihr Atem langsam ruhiger. Was sollte sie jetzt machen? Ihre Mutter hatte ihr über eine Internetplattform ein Zimmer in diesem Hotel reserviert. Sie mochte es, aber unter den gegebenen Umständen hielt sie es für besser, etwas auf Abstand zu gehen oder einfach wieder abzureisen. Zuerst einmal brauchte sie aber frische Luft und ein paar Schritte Bewegung, eine kurze Flucht von dieser Familie und allem, was mit ihr zusammenhing. Sie musste ihren Kopf freikriegen.

An der Hoteltür kam ihr der Wattführer Onno entgegen und blieb kurz stehen. »Nicht so gut gelaufen, was?«, sagte er mit sanfter Stimme und blickte ihr in die Augen. Prompt kamen ihr die Tränen. Sie schüttelte den Kopf und rannte ohne ein weiteres Wort davon.

Er hatte sie vor nicht einmal einer halben Stunde zu den Kießlings geführt.

Gleich nach dem späten Aufstehen hatte sie Gisela von der Rezeption nach jemandem gefragt, der viele Leute kannte – offiziell, weil sie eine Geschichte über die Insel schreiben wollte. Nachdem sie in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft mit dem Jetlag zu kämpfen und ihr Zimmer nicht ein einziges Mal verlassen hatte – selbst das Essen hatte sie sich aufs Zimmer bringen lassen –, fühlte sie sich an diesem Morgen endlich bereit, sich um den eigentlichen Grund ihres Kommens zu kümmern. »Ach wat,